Eine kleine Episode

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **18 (1942-1943)**

Heft 3

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-704152

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Eine kleine Episode

Müde waren wir. Und wir sehnten uns nach etwas Ruhe und Gemütlichkeit. In der Tat: zwölf Tage lang hat die Kompagnie im Zelt geschlafen — oder auch nicht. Es war auf einem Berg, einem recht hohen. Das Genick tat weh, so stark mußte der Kopf nach hinten gedrückt werden, wollte man den Gipfel von unten sehen. «Du meine Güte», meinte der Meier Nr. 1 — da sieben Meier in der Kompagnie sind, wurden sie numeriert. — Der Meier ist immer kritisch eingestellt. Er ahnt immer etwas Böses, Schikanöses. Aber sonst ist er ein guter Soldat. «Die Berge sind ja schön, sehr schön sogar», seufzt er. «Da droben thront der Friede!» Schön zum Anschauen sind sie, jawohl. Das Herz geht einem auf! Sie stehen da, den Felsen gleich. Das imponiert. Und so mannigfaltig sind sie, in Form und Gestalt. Eine schöne Heimat haben wir ja schon! Aber sie, die Berge, leiden alle an der gleichen Krankheit. Und diese dauert ewig: sie haben so lange, lange Kanten oder Rücken und sind so hoch. So lang geht's, bis man oben ist! Gleichmäßig marschieren, heißt's. Zehn Minuten Stundenhalt — marschbereit machen! Was, immer noch fünf Stunden? Bei brütender Sonne, mit Sack und Pack, ja noch mehr: Munition, Maschinengewehre, Wolldecke, Holz usw. Und da oben soll der Friede thronen! Langsam ging's hinauf. Du verfl..... Berg, du.

Endlich war der Gipfel erreicht. Zehn Minuten Pause. Dann Besammlung. Schon wieder auf. Der Kp.-Kdt. orientiert. Sofort sind Truppenzelte zu erstellen. Ein Gewitter ist im Anzug. Noch vor dem Regen müssen wir fertig sein. Pressieren müssen wir. Der Hauptmann steht dabei und hetzt. Und richtig: kaum ist das Zelten fertig, prasselt der Regen in Strömen auf die Blachen nieder.

Und so war's volle zwölf Tage lang. Bald Sonnenschein, bald Regen. Nasser Boden, strenge Arbeit, früh Tagwache, spät Hauptverlesen. Dazwischen wieder mal Alarm. Keine Soldatenstube, wo der Füsilier Toneli gerne bei einem Glas Tee seine Liebesbriefe geschrieben hätte. Keine Wirtschaft, wo der Netti zusammen mit seinen Kameraden Karten spielen wollte. Und der «Dickhäuter» (er schnauft so gewaltig, wenn's bergauf geht) denkt vergebens an die schönen Mädchenaugen, die einem in der Zivilisation doch manchmal noch begegnen, so am Abend nach dem Krampf. Anschauen durfte man sie doch wenigstens, diese Augen. Auf mehr konnte der «Dickhäuter» doch nicht rechnen.

Dann kamen die Manöver, Div.-Manöver. Am Montag sollten sie beginnen. Möglicherweise durch Alarm in der Nacht. Ein Meldeläufer des Bataillons hat's herumgeboten. Aus dem Tale ist das Wort auf den Berg hinaufgekommen. Jedenfalls mußten alle Vorbereitungen getroffen werden. Was blieb übrig als der Sonntag! Alarm gab es nicht. Aber in der Nacht Tagwache. Jetzt ging's los: drei Tage und zwei Nächte. Wenig Schlaf. Abwechselnd heißes und kaltes Wetter. Bei Manöverabbruch stand das Bat. auf einem Berggrat. Befreit atmet jeder auf. Wo kommen wir jetzt wohl hin? Man weiß, daß es nicht mehr Zeltunterkunft geben soll. Einige Besserwisser erklären sogar, daß eine schöne Unterkunft in einem großen Dorfe bevorsteht. Wer zuerst davon gesprochen hat, weiß zwar niemand. Aber schließlich: wir hätten jetzt noch ein paar gemütliche Tage verdient. Und so geht's denn mit kindlichem Vertrauen gegen dieses Dorf zu — in den «Himmel». Noch zehn Stunden Marsch. Um 0400 morgens werden wir dort sein. Es war eine harte Angelegenheit. Stunde um Stunde ein Lied weniger. Dafür kam der Schlaf. Er wollte einfach nicht weg. Im Gegenteil: trotz größter Anstrengung war er immer wieder dem Siege nahe. Dabei schwarze Nacht. Und das letzte Stück: es ging einen sehr langen Weg hinauf, einsam, mit vielen Krümmungen, und schmal war er auch. Er wollte nicht enden. Jetzt sind wir am Ort. Dort ist das erste Haus. Aber das Dorf kam nicht. Der Sack wiegt schwer. Die Augenlider wollen nicht mehr gehorchen. Sie fallen immer wieder zu. Die Füße brennen. Und Durst haben wir auch. Und ist überhaupt die schöne Unterkunft zu erwarten? Der schmale Weg ist verdächtig.

Welche Enttäuschung! Vier Häuser sind es. Zwei davon sind brauchbar. Einfahrten sind es. Klein sind sie. Licht ist nicht vorhanden. Eine Wirtschaft ist nicht da, ein Krämerladen auch nicht. Kurz und gut: ein gottverlassenes Nest. Und der Feldweibel ist so verdammt streng. Seine Stimme ist so laut. «Näher zusammen!» tönt es, obschon der Füsilier Brumm meint: sechzig Zentimeter ist normal! Der Tee ist auch nicht da. Der Hauptmann hat ihn doch versprochen. Der Tee kommt erst in einer halben Stunde, da die Küche da hinauf vierspännig geführt werden muß. Mißmutig ist jeder. Und ein Gemurmel geht durch die Reihen. Also da sollen wir nun hausen! Ist das gerecht? Kein Wunder, wenn man den Koller bekommt! Und fluchen soll man auch nicht? Und schön anständig soll man immer sein! Wer hat von einer schönen Unterkunft geredet? So ungefähr ist die Stimmung. Ruhig, jetzt wird geschlafen! Es war die Stimme des Hauptmanns.

Morgens zehn Uhr Tagwache. Trübe Gesichter, trotz dem schönen Wetter. Aber am Nachmittag gibt's ein Ereignis. Dislokationsbefehl: die Kompagnie kommt nach B.....: und verschmitzt lacht der Kp.-Kdt., der die Sorgen kennt: dort hat's dann Zivilisation. Es ist schon so: gewöhnlich kommt es anders als man denkt. Und besonders im Dienst. D a s wußten wir schon: Wegen der Wirtschaft und des Krämerladens kam der Dislokationsbefehl nicht. Einer Schießübung des Regiments hatten wir ihn zu verdanken. Das war uns aber gleich. Hauptsache war, daß damit auch uns gedient war. Jetzt ging's vorwärts. Gepackt war schnell. Munter und stramm marschierte die Kompagnie, der Tambour voraus. «Weißt du, Xaver», sagte der Meier, «es ist halt doch schön, Soldat zu sein. Manchmal kann man sich doch auch freuen. Und dann ist's eine große und rechte Freude!»

J. H.

4444!

In seligen Friedenszeiten war ich auf dem Waffenplatze Bellinzona einem Spezialkurs als Fourier zugeteilt. Mit der ad hoc zusammengewürfelten Einheit diente auch ein Trainsoldat aus dem Bündnerland. Wenn nun der Trainsoldat schon von Natur aus von einer gewissen Stabilität beseelt ist, so muß vom Train in unserem Falle mit Nachdruck hervorgehoben werden, daß er das Zeug in sich hatte, jeden Vorgesetzten zum Widerspruch gegenüber seiner eigenen Weltanschauung herauszufordern.

Gleichwohl hat unsere schweizerische Armee recht viele solcher Typen, die im schweren Gebirgsdienst unentbehrlich sind, wiewohl sie tagtäglich da und dort gegen die elementarsten Vorschriften des Dienstreglements verstoßen.

Mein Trainsoldat Brosi war mir bei den Material- und Lebensmittelfassungen zugeteilt, und ich konnte mit ihm ausgezeichnet zufrieden sein. Freilich fiel mir am ersten Tage schon auf, daß der Mann nicht imstande war, einen Frachtbrief zu entziffern oder einen Empfang mit seiner Unterschrift zu bestätigen. Für mich waren aber seine Zuverlässigkeit und seine physischen Kräfte ausschlaggebend. Darüber war er auch stolz und freute sich, wenn ich ihm bestätigte, daß er unter seinem Brusttuch ein richtiges Schweizersoldatenherz trage. Saß er auf seinem hohen Bock, das Leitseil in der Hand, dann fühlte er sich als Feldmarschall, jauchzte und sang aus voller Brust und ließ die Peitsche knallen, daß hoch vom Gotthard her das Echo Maschinengewehrgeknatter ahnen ließ.

Auf dem Kasernenhof hatte unser Trainsoldat nicht immer frohe Stunden. Der innere Dienst war ihm ein Greuel und mit der Gemächlichkeit eines Feriengastes, beide Hände tief in den Taschen nach rechter Bündner Art, schritt er einher und erregte so alle 50 Schritte allgemeines Kasernenärgernis bei den schneidigen jungen Instruktoren und denen, die es werden wollten. Mich hatte unser guter Train längst in sein Herz geschlossen und ich meinerseits mühte mich und mühte mich, ihm einige Disziplinen beizubringen, die den Fuhrmann zum Soldaten prägen.

Da stehe ich eines Abends nach dem Hauptverlesen vor der porta principale und plaudere mit dem seither verstorbenen Tambourinstruktor Jecklin. Trampelts über die Pflastersteine her. «Das ist mein Train», sage ich, dieweil aus entgegengesetzter Seite der Tessiner Hauptmann B. kommt. Mit frohem Grinsen und in der ehrlichen Absicht, doch einmal mir, dem Fourier, die schuldige Referenz zu erweisen, hält mein Trainsoldat seine Rechte in Tat und Wahrheit am Rande seines Käppis und wendet seinen Blick nicht ab von uns, während er,